

# BUNTE BÜCHER

## Kampf um Rügen

von Eberhard Freiherr von Danckelmann





BUNTE BÜCHER

## **Kampf um Rügen**

Drei Erzählungen aus der Zeit der Dänenkriege

von

Eberhard Freiherr von Danckelmann

Enßlin & Leiblins Verlagsbuchhandlung

Reutlingen



## **Inhalt**

Bischof Absalon	7
Fürst Tetzlaw	20
Maria	35



## Bischof Absalon

Das ist die Stubnitz auf Rügen! Hochauf ragen die gewaltigen Kreidefelsen, zu deren Füßen es rauscht und tost, das ewige, unendliche Meer, aus deren Kamm uralte Buchen stehen und sich erzählen von längst vergangenen Zeiten, von Mord und Krieg!

Das ist der Königsstuhl auf Rügen, der sagemumwobene, aus dem es gut sein ist in lauer Sommernacht, wenn der Laubwald rauscht und der volle Mond sich tief unten in den Fluten der Ostsee spiegelt. Dann geht durch die Lüfte ein leises Klingeln, wie Nachtigallenton so süß.

Das ist der Hertasee auf Rügen, in dessen dunklen Fluten in grauer Vorzeit so mancher Gefangene der alten Rugianer seinen Tod gefunden hat, als Opfer des zu Arkona thronenden Lichtgottes Swantewitt. Um seine Ufer wogt und wallt es allabendlich geheimnisvoll, und weiße Gestalten ziehen sich unter den, den dunklen See überschattenden riesigen Buchen dahin! Es sind die Geister von getöteten Helden!

Da, ein Blitz, ein Donnerschlag! Finstere, rabenschwarze Nacht! Hoch auf zischen die Wogen des Hertasees! Sie scheinen den tausendjährigen Wall überspringen zu wollen, um sich draußen in das Meer, in die wildtosende See zu ergießen! Wehe dem Schiff, das in einer solchen Nacht dem Kreidefelsen zu nahekommt; es zerschellt unrettbar an dem festen Gestein! In den Lüften heult und zischt es, kreischend fliegen Seevögel über die bewegten Wasser dahin, und in den Wäldern der Stubnitz braust der Wind eine tolle Melodie.

In einer solchen Nacht war es, als unweit dem jetzigen Lohme vom Strand aus sich eine Schar Krieger den Weg zu

der Stubbenkammer hinaufbewegte. Es mochte ein Häuflein von hundertfünfzig bis zweihundert Mann sein. An ihrer Spitze schritt ein bejahrter Recke. Seine Rüstung schimmerte, unheimlich beleuchtet von grellen Blitzstrahlen. Sie war wie diejenige seiner Begleiter, die zur Zeit der ersten Kreuzzüge übliche. Auf seiner Brust konnte man ein großes goldenes Kreuz bemerken, in der Rechten führte er das gezückte Schwert.

Sein Antlitz war edel, doch von Leidenschaften entstellt, sein Blick der eines Raubtieres. Das war der streitbare Bischof Absalon, die rechte Hand des Königs Waldemar I. von Dänemark und Primas dieses Reiches. Die ihm schweigend folgten, waren Dänen!

Was aber wollte der Bischof Absalon zu nächtlicher Stunde auf dem Dänemark feindlichen Rügen in so unwirtlicher Nacht?

Da, ein Schrei, wie der eines Hähers, dann ist alles wieder still. Und der Bischof und seine Gefährten schreiten mutig aus! Ein gewaltiger Blitz, ein Donnerschlag! Der Bischof verzieht keine Miene, nur seine Begleiter fahren einen Augenblick leicht zusammen, dann setzen sie stumm wie zuvor ihren Marsch fort. Da leuchtet etwas auf in der Ferne! Der strömende Regen fängt an nachzulassen. Sollten die Feinde, sollte Tetzlaw, der Fürst der Rugier ... Doch das ist nicht möglich ... Jetzt sind sie angelangt am Königsstuhl auf der Stubnitz, da bietet sich ihnen ein wunderbares Schauspiel. Die uralte, dort auf der Hochfläche befindliche Buche steht in Flammen und erleuchtet weithin mit grausem Schein das wallende, wogende Meer. Sie bestrahlt brennend die schroff abfallenden Kreidefelsen und lässt sie in einem rötlichen Licht wundersam erglänzen. Einen Augenblick hält der Bi-



schof inne, und leise murmelt er zwischen den Zähnen: »Nieder mit den rugischen Hunden, Fluch den verräterischen Sachsen! Möchte Heinrich, den sie – es ist zum Lachen – den Löwen nennen, verbrennen, wie jene Buche dort!« Dann schreiten er und die seinen weiter. Da, wieder tönt es wie der Ruf eines Hähers, nur lauter, schreiender, sodass sich die bärtigen Krieger erstaunt ansehen, wäre hier wirklich Verrat im Spiel?

Zu nächtlicher Stunde wollte der streitbare Bischof Absalon die Bewohner von Jasmund überfallen und den Dänen unterwerfen. Täusche dich nicht, du stolzer Prälat! Die Rugier sind wachsam geworden im jahrelangen Kampf mit Dänemark, und die Fürsten von Rügen haben überall ihre Späher.

Und da brechen sie auch schon los, die wilden Inselbewohner, von allen Seiten, aus allen Gebüschern scheinen ihre Geschosse zu hageln und überschütten die überraschten Dänen. Und dann beginnt ein Kampf der Christen mit den wendischen Heiden, grauenvoll, fürchterlich. Doch die Dänen wehren sich wie die Löwen, rückwärts weichend, an ihrer Spitze Absalon, der Primas des dänischen Reichs. Die Rugier mögen wohl einsehen, dass sie nicht stark genug sind, die Feinde gänzlich zu schlagen. Sie begnügen sich, dieselben unter vielem Geschrei bis hinter Stubbenkammer an den Strand und in die dort vor Anker liegenden dänischen Schiffe zu jagen, dann begeben sie sich heim in ihre hölzernen Hütten, froh, den Feind für diesmal abgewehrt zu haben.

Im dichten Buchenwald beim Königsstuhl liegen zwei wendische und drei dänische Tote. Der Mond, ist, nachdem das Gewitter sich verzogen hat, aufgegangen und bescheint still ihre einst so wilden, jetzt so ruhigen blassen Gesichter,

und unten rauscht das Meer ihr Totenlied. Morgen werden die Rugier kommen und sie bestatten, die Opfer der Kriegs- und Ruhmbegierde des streitbaren Bischofs Absalon von Dänemark.

Es träumt sich gut auf dem Königsstuhl auf Rügen, wenn man dort steht in lauer Sommernacht und der Mond sich spiegelt in den leise wallenden Fluten der Ostsee, und wenn der Buchenwald rauscht. Dann geht durch die Lüfte ein leises Klingen, wie Nachtigallenton, so süß.

\*

Dort, wo sich die vielgliederte Insel Rügen nach Norden hin endigt in der Halbinsel Wittow, aus dem von den Seefahrern gefürchteten Vorgebirge Arkona, lag in den Zeiten, von denen wir hier reden, das Heiligtum des größten wendischen Gottes, des Swantewitt. Der Tempel, in dem sich das vierhäuptige, ungeheure Bild des Gottes befand, bestand wie dieses aus Holz, und nur dem Hohenpriester war es gestattet, einmal im Jahr, zur Zeit des Erntefestes, sich dem Gott zu nähern. Mit angehaltenem Atem, damit nicht durch menschlichen Hauch das Heiligtum entweiht würde, betrat der Priester den Raum, der durch einen roten Vorhang von der Vorhalle getrennt war, und wenn er Luft schöpfen wollte, so musste er den Vorhang lüften und sich hinausbeugen. In der Rechten hielt der Gott ein ungeheures Schwert, zum Zeichen der Wehrhaftigkeit der Wenden, in der Linken ein großes Trinkhorn, das allemal zur Zeit des Erntefestes mit Met gefüllt wurde. Hatte der Met im Laufe des Jahres abgenommen, so bedeutete dies ein mageres Jahr, hatte er aber zugenommen oder zumindest sich nicht verringert, so war

eine reiche Ernte zu erwarten. Der Priester des Swantewitt stand im Rang auf gleicher Stufe wie der König. Er weissagte dem Volk Glück oder Unglück aus dem Treten des heiligen weißen Rosses, das in einem schön ausgeschmückten Hause neben dem Tempel Gottes stand, er trug die von einem Turm wehende Stanitza in Zeiten der Gefahr den Kriegern, die sich durch das Wahrzeichen ihres Gottes begeistert fühlten, voran. Ungeheure Schätze waren in Arkona angehäuft, die Gaben vieler Frommen. In zahlreichen kleineren umliegenden hölzernen Gebäuden war die Leibwache des Gottes untergebracht, bestehend aus dreihundert der tapfersten Rugianer. Das Ganze war auf drei Seiten vom Meer umgeben und zur Landseite durch eine riesige hölzerne Mauer, die mit Türmen versehen war, geschützt.

Schon oft hatten die Dänen versucht, diese feste Stätte im Sturm zu nehmen, doch stets waren sie mit blutigen Köpfen abgezogen. Das Heiligtum des Swantewitt schien uneinnehmbar.

Es war ein Maitag des Jahres 1168, und eine drückende Hitze brütete über der Insel. In den Gassen von Arkona herrschte tiefe Stille, nur hin und wieder hörte man ein Pferd wiehern oder einen Hund anschlagen. Die Feste schien wie ausgestorben. Da plötzlich ertönte von dem Haus des Hohenpriesters her Gesang. Es war eine Stimme, so glockenrein und lieblich wie die eines Engels. Hier und da öffneten sich die Türen der Häuser, und bärtige Gesichter steckten lauschend ihre Köpfe heraus. Das war die Lilie von Arkona, des Priesters Töchterlein, die da sang, des bejahrten und verwitweten Mannes einzige Freude. Erst klang es leise, wie klagend:

*Wehe uns Wenden, welchen gewaltigen, wilden Kampf drohen  
die Dänen!*

*Herrliche Heimat, wogende Wälder, murmelndes Meer,  
siehe sie kommen, sie kommen gezogen  
uns zu vernichten, uns zu verderben!*

*Wehe uns Wenden, welchen gewaltigen, wilden Kampf drohen  
die Dänen!*

Doch dann tönte es jauchzend schmetternd und das Brausen  
des Meeres übertönend:

*Aber die treuen Söhne der Heimat  
werden nicht dulden der Knechtschaft Joch!  
Jauchzend werden zur Schlacht sie schreiten,  
schwirrend schwingen das schneidende Schwert.  
Swantewitt selbst besteigt seinen Schimmel,  
führt die seinen stürzend zum Sieg,  
und die Stanitze hoch in den Lüften  
weht den wütenden Christen zum Tod.  
Wahrlich die treuen Söhne der Heimat  
werden nicht dulden der Knechtschaft Joch.*

Bei den letzten Versen war Ingeborg aus dem Haus ihres Vaters herausgetreten. »Auf ihr Schläfer«, rief sie mit lauter, weithin schallender Stimme, »wie ziemt es euch, zu schlafen, wenn das Vaterland in Gefahr ist?«

»Aber Tochter«, ließ sich hinter ihr die Stimme des Priesters vernehmen, »was ficht dich an? Kein Feind ist zu sehen, und die Leute sind müde vom langen Spähen!«

»Und du bist müde vom langen Schlafen!« Mit zornblitzenden Bugen rief sie es. Lang wallte ihr goldblondes Haar!

»Es ist nicht recht von dir, Ingeborg, dass du in der Nähe des Heiligtums des Gottes schiltst! Wozu der Lärm?«

»Weil sie kommen werden, um uns zu vernichten.« Die letzten Worte sprach sie im Flüsterton und fuhr dann fort: »Doch jetzt geht hinein, Vater; es sammeln sich die Leute. Wohl, sie sind erschreckt.«

Dann schrie sie laut den sich allmählich ansammelnden Kriegern zu: »Auf die Mauer, auf die Mauer!«, und schritt dem Inneren des Hauses zu. Der Priester folgte kopfschüttelnd.

Es mochten etwa fünfzig bis sechzig Krieger von der Leibwache des Gottes sein, denen Ingeborg ihre schmähenden Worte zugerufen hatte. Sie standen bestürzt und sahen sich einander erstaunt an. Da trat mit schnellen Schritten ein junger Mann unter sie, dem alle ehrerbietig Platz machten. Er trug eine goldene Rüstung. Es war Bogislaw, der Führer der Leibwache, der Sohn des Rugierfürsten Tetzlaw.

»Öffnet das Tor und lasst sie hinein!«, rief er schon von Weitem. »Sie kommen gezogen von Asmud, Gora, Zyudra, Ummanz und von Gor, Schutz zu suchen hinter unseren Mauern. Räumt die Häuser. Macht Platz den Flüchtigen! Der Feind ist da!« Mit diesen Worten schritt er dem Haus des Hohenpriesters zu, die Krieger aber taten, sich wundernd, was ihnen geheißen.

Das Gemach, das nun der junge Bogislaw betrat, war nach altwendischer Sitte mit Tierfellen ausgelegt, die teils den Boden, teils die Wände selbst bedeckten. In der Mitte stand ein großer Tisch, der Stumpf einer alten Eiche, darum sehr einfach verfertigte Stühle. Große Trinkhörner standen an den Wänden, und auf einem steinernen Herd kochte Milch. Rund in den Wänden eingelassene kleine Scheiben erhellten

notdürftig das Zimmer. Am Tisch saß Ingeborg, das schöne Haupt mit den träumenden Augen in die Rechte gestützt, während der Alte unruhig auf und ab ging.

»Wohl werden sie wiederkommen, ich weiß es, mein Kind, doch jetzt noch nicht, jetzt nicht! Noch hält Heinrich, den sie den Löwen nennen, sie im Schach!«

Da trat Bogislaw ein. Sein Antlitz war gerötet, als er auf der Schwelle stehend rief: »Du hast recht, Lilie von Arkona, dass du Unglück weissagtest. In Scharen wälzen sich die Unseren der Feste zu, das bedeutet Unheil. Nun«, fuhr er fort, als er sah, wie Ingeborg erschreckt zusammenfuhr und der Priester erbleichte, »überrascht dich die Nachricht?«

»Wie sollte sie mich überraschen?«, fuhr Ingeborg auf. Und dann wie geistesabwesend sang sie halb, halb sprach sie:

*Wehe uns Wenden, welchen gewaltigen, wilden Krieg drohen die Dänen!*

Draußen ertönte Geschrei und Klagerufe. Man hörte, wie sich eine Menge Menschen in die Feste ergoss. Immer stärker, immer betäubender wurde der Lärm.

Es war nicht das erste Mal, dass sich Rügens Bewohner in die feste Burg Arkona geflüchtet hatten. Im zehnjährigen Kampf mit den wilden Dänen hatten sie schon oft Gelegenheit gehabt, sich hinter die schützenden Mauern zu flüchten. Aber noch nie war das Gedränge so stark gewesen, wie heute. Mit einem großen Heer war König Waldemar diesmal nach Rügen gekommen, und in seiner Begleitung Pommern und Mecklenburger. Der Geist aber, der alle beherrschte und zwang im bunt zusammengewürfelten dänischen Heer, war der Bischof Absalon, der Primas des dänischen Reiches. Nun wollte er den entscheidenden Schlag führen und die verhassten Feinde vernichten. Und die Wogen der Ostsee

rauschten auf, als nun der Abend herniedersank und die Dänen sich zur Belagerung anschickten, als zürnten sie, und sie schäumten empor an dem steil abfallenden Ufer, als wollten sie es schützen, das letzte große Heiligtum der Wenden, den Tempel des Lichtgottes Swantewitt. In den wallenden Fluten aber spiegelten sich die Wachtfeuer der Dänen und die Umrisse der Gebäude der Feste Arkona, spiegelte sich auch ein totenbleiches schönes Mädchenantlitz, das verzweifelt hinabsah in die immer düsterer werdenden Wasser, das Antlitz der Jungfrau Ingeborg.

Sie war eine eigentümliche, anziehende Gestalt, die Tochter des Priesters des Swantewitt. Erzogen in der Einsamkeit auf Arkona, hatte sie nicht die Freuden, die einem anderen Mädchen ihres Stammes wohl sonst zuteilwurden, kennengelernt. Ihre Mutter hatte sie nie gekannt, und stets nur wurde vor ihr von Männern über das Wohl der heimatlichen Insel gesprochen. Sie hatte weder Geschwister noch Gespielinnen. Unter Männern war sie aufgewachsen; kein Wunder, dass ihr etwas Männliches, Herbes anhaftete, dass sie oft rau war und hart. Und doch, wenn es irgend in der Nähe einen Kranken gab, wenn ein Armer der Hilfe begehrte, da war sie da, die Jungfrau von Arkona, von der man sich im Volk erzählte, dass ihr der Gott die Gabe, zu weissagen, verliehen habe. Und wenn man beratschlagte, wie die Dänen abzuwehren, wie das Heiligtum zu retten sei, dann trat sie mit strahlenden Augen in die Versammlung, und ihre Worte, gegen Dänemark geschleudert, zündeten wie die Blitze. Dann war sie nicht mehr die Lilie, dann war sie die begeisterte Freiheitsheldin, die alles mit sich fortriss. Bei feierlichen Gelegenheiten, bei der Verkündigung der Worte Gottes, ob Krieg sein sollte oder nicht, war sie es, die dem alternden

Vater mit Rat und Tat zur Seite stand. Sie befehligte fast allein die auserwählte Schar der dreihundert Krieger des Gottes, denn was sie wollte, das tat willenlos ihr mit ihr zusammen erzogener Freund und Spielgenosse Bogislaw, der Sohn des Königs von Rügen, Tetzlaw, der eigentliche Hauptmann der heiligen Leibwache. Er sah zu ihr empor wie zu einer Heiligen, und sie wiederum nahm seine Huldigungen hin, als ob sie sich von selbst verstanden.

Aber heute war es etwas anderes als bloße Freundschaft für Bogislaw, das sie empfunden hatte, als er ihr die Nachricht von dem Herannahen des dänischen Heeres brachte und als er so besorgt und doch so stolz vor ihr stand. »Überrascht dich die Nachricht?« O, sie hatte ihn schon lange kommen sehen, den Tag, da es ein Ende haben würde mit dem Heiligtum des Swantewitt, mit dem ganzen Volk der Rugier. Sie wusste, dass die Kräfte der ihren erschöpft, dass sie abgehetzt waren, wie das zu Tode gejagte Wild, wusste auch Bogislaw, dass er, dass sie, dass sie alle in kurzer Zeit nicht mehr unter den Lebenden weilen würden? O, gewiss nicht! Er baute auf die hölzerne gewaltige Mauer, er traute auf den Gott. Und Ingeborg fing an, ihn zu bemitleiden wegen seiner freudigen Zuversicht, mit der er seine Schar und die zahlreich hereingeströmten Männer geordnet und auf der Mauer aufgestellt hatte. Auch sie war nicht untätig bei der Unterbringung der Flüchtigen, insbesondere der Frauen und Kinder, gewesen, und doch war es mit einem stillen In-sich-ergeben-sein geschehen, wie, war dies das mutige Mädchen, das noch eben die Schläfer aus der Ruhe geweckt, welches ein Freiheitslied durch die Luft hatte schallen lassen? War das die Lilie von Arkona, die nun weinend in die Fluten der See schaute und sich ihr lang herabfließendes goldenes Haar



kämmte? Wohl, solange sie sorgen musste, verbarg sie den geheimen Kummer, nun, da sie allein war, brach er doppelt hervor.

Da legte sich eine schwere Hand auf ihre Schulter, und eine ihr so wohl bekannte Stimme fragte: »Lilie von Arkona, warum weinst du?«

Sie war aufgesprungen, und heftig wollte sie Bogislaw, der vor ihr stand, erwidern, doch sie vermochte es nicht, da sie in seine Augen sah. Was sagten diese Augen? Ein unaussprechliches Etwas lag darin, das Ingeborg noch nie bemerkt hatte, war es Schmerz, war es Mitleid oder war es ... »Lilie von Arkona«, fuhr er fort, »was gibst du mir, wenn ich unser Volk vom Untergang rette?«

»Wenn du ...«, erwiderte sie zögernd. Da ertönten durch die stille Nacht Signale vom dänischen Lager her. In der Feste wurde es lebendig, wilde Rufe »Die Dänen stürmen!« ließen sich vernehmen, und schon begannen die Wächter auf der Mauer mit ihren Geschossen die Angreifer zu überschütten. Ingeborg stand noch erstaunt über den plötzlichen Angriff, als sie von der rechten Seite der Mauer her eine Rauchsäule aufsteigen sah. Bogislaw war verschwunden. Da erwachte wieder die alte Tatkraft in ihr, und entschlossen eilte sie der bedrohten Stelle zu, die ihr begegnenden wirr durcheinanderlaufenden Frauen und Männer zum Löschen auffordernd.

Während der Kampf um die Mauer tobte, hatte ein Mann sich der rechten Seite des Befestigungswerkes genähert, wo zufällig ein leerer Baum unter der Mauer sich befand. Sich drückend, war er bis an die bezeichnete Stelle gekommen und hatte, dort angelangt, unter dem trockenen Holz ein Strohbandel in Brand gesteckt. Und das Feuer begann, um

sich zu greifen, gierig leckten die Flammen schon an dem großen hölzernen Turm empor, von dem herab das heilige Banner des Swantewitt, die Stanitza, wehte. Lächelnd sah der Brandstifter das Feuer sich

verbreiten, und leise, wie er gekommen war, zog er sich zurück. Es war Absalon, der streitbare Bischof, der Primas des dänischen Reiches.

Hoch oben auf der Zinne des Turmes erschien nun ein Mädchen. Lang wallte ihr Haar im Schein der aufsteigenden Flammen. Sie ergriff des Gottes Zeichen, die Stanitza, und jubelnd schwenkte sie dieselbe in den Lüften. Da erhob sich ein Freudengeschrei unter den bedrängten Wenden, ein einziger ungeheurer Jubelruf erscholl, dann eilte man, den Brand zu löschen, und kämpfte mit verdoppeltem Mut. Doch das Feuer ließ sich nicht mehr zügeln, immer höher stieg die verderbenbringende Flamme, und noch immer stand mit der wehenden Fahne Ingeborg auf dem Turm. Und Bogislaw sah sie, er sah ihre blühende Gestalt, umzuckt von Flammen.

Er wollte sie retten, doch die furchtbare Pflicht hielt ihn bei seinen Kriegern auf der Mauer zurück, da geschah das Fürchterliche!

»Ingeborg!«, schrien tausend Stimmen, »Ingeborg, rette dich!« Doch schon war es zu spät. Krachend stürzte der gewaltige Turm zusammen, und mit ihm versank Ingeborg, die Lilie von Arkona, in der Hand das Siegeszeichen des Lichtgottes Swantewitt. Jubelnd sahen es die Dänen, Schrecken und Verzweiflung lähmte die Hand der kämpfenden Wenden. Der Gott, auf den sie so lange getraut, für den sie so oft in den Tod gegangen waren, hatte sie verlassen?

Doch nein, durch die Gassen der Feste Arkona stürmte das

heilige weiße Ross, und ein Reiter saß auf seinem Rücken, glänzend angetan, das Schwert in der Faust. Auf sprangen die Riegel des mächtigen Tores, und entsetzt prallten die Feinde zurück. Das war der Lichtgott Swantewitt selbst! Und er mähte die Dänen nieder, wie der Schnitter das Gras, und nachdem Hunderte von seinem Arm gemordet, verschwand er im Dunkel des rauschenden Buchenwaldes.

Nachdem die Dänen sich von ihrem Schrecken erholt hatten, stürmten sie die brennende, jetzt offen stehende Feste, und nur wenige Wenden entrannen dem furchtbaren Blutbad. Der Bischof Absalon aber ließ das Bild des Lichtgottes in Stücke zerhauen und verbrennen, und König Waldemar drückte vor versammeltem Heer seinem treuen Diener einen Kuss auf die Lippen. Er hatte erreicht, mithilfe seines Königs erreicht, was er wollte, der streitbare Bischof Absalon von Dänemark. Das letzte größere Bollwerk der Rugier war gefallen und an Stelle des heidnischen Tempels wurde eine christliche hölzerne Kirche errichtet.

Um dieselbe Zeit aber, wo das Bild des Gottes von seinem Sitz herunterstürzte, sah man einen Reiter auf dem Königsstuhl sein weißes Ross zu einem Sprung anspornen, zu einem Sprung in die schauerliche Tiefe. Hoch auf bäumte sich das edle Tier, dann aber machte es einen gewaltigen Satz, und Ross und Reiter verschlang der gähnende Abgrund.

Es ist gut sein auf dem Königsstuhl auf Rügen, wenn der Laubwald rauscht und der stille Mond sich tief unten in den Fluten der Ostsee spiegelt. Dann geht durch die Lüfte ein leises Klingen, wie Nachtigallenton, so süß ...

## Fürst Tetzlaw

Der Sturm braust und pfeift hui, hui, und die Ostsee wallt und wogt, und durch die uralten Wälder Rügens geht ein Ächzen und Stöhnen, ein Seufzen und Klagen wie Wehgeschrei. Von Norden kommt der Orkan, von Dänemark her. Rau streift er über das in Trümmern liegende, noch vom Brand rauchende Arkona und zerstreut die Asche vieler tausend Wenden, die hier vor einem Monat den letzten schweren Kampf gegen die Dänen gekämpft haben, weithin über das weißschäumende Meer. Er erzählt den Wäldern der Stubnitz von dem Heldentod einer wendischen Jungfrau, die sich opferte für ihr Volk, von der Lilie von Arkona, von Ingeborg. Er streicht unsanft über die eingefallenen Wangen eines jungen wendischen Kriegers, der samt seinem schneeweißen Ross am Fuß des Königsstuhls auf Rügen liegt und den ewigen Schlaf schläft. Und weiter nimmt er seinen Weg über endlose Wälder und Sümpfe, über rauchende Dörfer und Städte und klagt, dass das große und tapfere Volk der Wenden nun, nach zehnjährigem heißem Ringen mit den Dänen, untergehen muss, versinken in ewige Nacht.

Doch da, wo sich die langgestreckte, kleine, waldbedeckte Insel Vilm aus dem Meer erhebt, machte er plötzlich Halt. Wirbelnd drehte er sich im dichten Laubwald und schmetterte zerstörend manch alte Eiche zu Boden.

Von Süden kam es heraus, schwarz, finster wie die Nacht. Mitunter strahlten grelle Blitze vom dunklen Himmel herunter und beleuchteten gelblich das weißschäumende Meer. Und über dem Vilm standen die Wetter und tobten in unerhörter Wut.

Auf den weißen Wogen des Boddens aber, in der Nähe des

heutigen Lauterbach, schwankten eine Unzahl dänischer Schiffe unruhig hin und her. In ihrer Mitte lag das Königsschiff, und an Bord desselben befanden sich Absalon, der Primas des dänischen Reiches, sowie Waldemar, der König der Dänen, mit seiner Tochter Siglinde.

Dort, wo an der Nordseite die Insel Vilm einen natürlichen Schutzwall dem wütenden Meer entgegengestellt hat, dort unter den rauschenden Wipfeln der Buchen und Eichen, mitten in dem Getobe des Sturmes, bewegten sich um die Mitte des Junimonats des Jahres 1169 unheimliche schwarze Gestalten. Sie schienen im Licht der Blitze bald groß, bald klein, und dann wieder in nächtliches Grauen verschwunden. Waren es Kobolde, die zu mitternächtlicher Stunde auf dem Vilm ihr lichtscheues Wesen trieben? Doch nein! Auf jenem ins Meer ragenden Vorsprung dort steht ein weißbärtiger Recke, von mächtiger Gestalt, und um ihn im Kreis zwei jüngere Kriegergestalten in wendischer Tracht. Und der Alte schüttelt sein Bärenfell, das ihm als Mantel dient, und stumm reicht er den beiden anderen die Rechte. Das ist Tetzlaw, der alte Fürst der Rugier, und die beiden jungen Männer sind seine kriegserfahrenen Söhne Pribislaw und Bohemund.

»Wo bleibt Jaromir?« Der Alte sah die beiden fragend an.  
»Wo bleibt Jaromir, mein Jüngster?«

Finster blitzte es in den schwarzen Augen Pribislaws bei dieser Frage des Vaters, und unwillig schüttelte er sein langwallendes dunkles Haar. »Die Weiber in Karenz erzählen sich's vor den Häusern, und die Frösche im Sumpf quaken es nach, die Wälder der Gora raunen es sich zu: Er liebt eine Dänin!«

Des Alten Hand fuhr zum Schwert, das an seiner Seite

hing, und hoch auf richtete sich die Gestalt, sodass er aussah wie der zürnende Swantewitt selbst. Doch Swantewitt war ja nicht mehr, und Tetzlaw ein gebrochener Mann.

»Nicht auf eines Zeugnis hin will ich meinen Sohn verdammen. Sprich du, Bohemund. Was hörtest du über Jaromir?«

Und Bohemund sah seinen Vater lächelnd an, dann blickte er scheu zu Boden und sprach: »Nicht mir, lieber Vater, steht es zu, den Bruder zu verklagen.«

»Dein Mund lächelt, Bohemund, doch dein niedergeschlagenes Auge straft deine Worte Lügen. Du machtest mir viel Freude bisher, mein Sohn, wenn du an der Seite deiner Brüder auszogst und kämpftest gegen die ruchlosen Dänen. Aber jetzt stehe ich nicht vor dir als Vater, sondern als Fürst eines untergehenden Volkes, und frage dich nochmals. Liebt Jaromir, mein jüngster Sohn, wie das Gerücht sagt, wirklich Siglinde, die einzige Tochter des Königs Waldemar von Dänemark, und ist er deshalb meiner Ladung heute nicht gefolgt, weil er sich scheut, etwas gegen die Verderber seines eigenen Volkes zu tun?« Des Alten Stimme klang dumpf grollend, ähnlich dem Rauschen des Meeres und dem Brausen der Bäume.

»Es ist so, wie du sagst, mein Vater!« Schmerzlich entran-gen sich die Worte dem Mund Bahemunds, und verzweifelt blickte er auf das dunkle Moos zu seinen Füßen, auf das der Regen durch die Wipfel, der Buchen herabtropfte, während es in den Augen Pribislaws unheimlich funkelte. Der Alte hatte sich nach der Aussage Bohemunds gramgebeugt an eine mächtige Eiche gelehnt, und es war still geworden unter den drei. Nur der Sturm pfiff weiter seine eintönige klagende Weise, hin und wieder zuckte noch ein Blitz zur Erde und beleuchtete fahl die Gruppe der drei Wenden im Wald

auf der Insel Vilm.

Dann hub der Alte wieder an:

»Zehn Jahre hat das Volk der Wenden gekämpft mit den dänischen Hunden und unter meiner und meiner Söhne Führung alle Angriffe der Feinde siegreich zurückgeschlagen. Doch mit der Zeit erlahmten unsere Kräfte, und euer Vater ward alt und schwach. Da kamen sie über Nacht, die listigen Dänen, und durch Tücke fiel das sonst uneinnehmbare Arkona in ihre Hände. Fluch ihnen! Rauchende Trümmerhaufen bezeichnen die Stelle, wo einst das Heiligtum des Swantewitt, unser aller Zuflucht, stand. Doch Swantewitt war seinem Volk nicht treu. Wehe mir, dass ich es sagen muss: Der Lichtgott verließ sein Volk. Um welchen Frevels willen? Und ich hatte dort einen Sohn, Bogislaw mit Namen, der starb dort den Tod fürs Vaterland. Und mir blühte dort eine liebliche Tochter, meines Sohnes Braut, die Lilie von Arkona, Ingeborg. Sie ging zugrunde in Rauch und Flammen, die Stanitza des Gottes in Händen. Da, als die Dänenhunde mit ihrer Flotte in den Bodden einrückten und unsere alte Hauptstadt Karenz zur Übergabe aufforderten, da hoffte auch ich an der Spitze meiner übrigen drei Söhne in den Tod gehen zu dürfen für mein Volk. Das war mein Trost, meine Hoffnung. Aber Saromir machte mein Wünschen zuschanden. Unter dem Vorwand, mit den Dänen unterhandeln zu wollen, begab er sich ins feindliche Lager, und immer seltener sahen wir ihn bei uns, und immer scheuer wurde sein Wesen.«

Und es kam die Zeit, da Saromir seinem alten Vater nicht mehr offen ins Auge sehen konnte. Da ging der Alte hin und weinte und weinte. Und noch einmal erklang der Ruf des Vaters, zu mitternächtlicher Stunde an den heiligen Eichen

auf der Insel Vilm zu erscheinen, woselbst er mit seinen Söhnen über den Untergang der Feinde beratschlagen wollte. Aber siehe, Saromir erschien nicht.

»Und nun, ihr beiden Männer meines Volkes und meines Blutes, Pribislaw und Bohemund, sagt an, was verdient der von uns, der im letzten großen Kampf sein Volk verriet um eines feindlichen Weibes willen? Was verdient der, der nicht in der Stunde der Not treu steht zu den seinen, treu bis in den Tod?«

Und Pribislaw sprach laut und deutlich: »Der, welcher so handelt, Fürst Tetzlaw von Rügen, verdient den Tod!«

Aber Bohemund schwieg und blickte gramvoll zur Erde.

Da erhob der Alte von Neuem seine Stimme und sagte: »Was verdient Jaromir wegen solcher Freveltat, Bohemund?«

Mühsam brachte es der Jüngling hervor: »Den Tod!«

»Nun denn«, begann Tetzlaw wieder, »das Wort ist gefallen, der Verräter gerichtet, und der Sturm trägt sein Urteil über Rügen dahin. So reicht mir die Hände, meine Söhne. Schwört mir, zu folgen, was ich auch tue.«

»Wir schwören!«

»Wir stehen jetzt allein, ein kleines, aber zum Äußersten entschlossenes Volk. Rings umgeben uns die Feinde, und unsere Götter selbst haben uns verlassen. Wir sind jetzt ein Volk von Brüdern, und wer mit dem Feind sich zu schaffen macht, stirbt. So hört denn meinen Plan. Mit Anbruch des Tages, wenn der Sturm nachgelassen hat, begeben wir drei uns an den Strand bei Karenz und bitten die Dänen um Gehör. Wir wollen, so geben wir vor, wegen der Übergabe unterhandeln. Auf dem Königsschiff angekommen, sucht ihr beide euch heimlich Waldemars zu bemächtigen. Stoßt ihr



ihm den Dolch ins falsche Herz, während ich Absalon auf mich nehme. So, ihrer Führer beraubt, werden die Dänen von einem Angriff auf Karenz abstehen, wenn auch wir sicher zugrunde gehen. Wollt ihr, meine Söhne, so mit mir sterben?«

»Wir wollen es, Vater!«

Aus beider Augen leuchtete trunkene Siegesfreude. Sie zogen klirrend ihre Schwerter, und während der Donner nun nur noch in der Ferne hallte und nur selten ein Blitz ihre Gesichter beleuchtete, begann der Alte halb singend, halb sagend:

*Von den Göttern verlassen, im wirbelnden Winde  
bei Nacht und bei Nebel weiht Tetzlaw sich  
mitsamt seinen Söhnen, die treu ihm geblieben,  
dem Tod für sein Volk und flucht dem Verräter.  
Möge nimmer den Frieden der Ehrlose finden,  
vergehen, verschwinden in dämmerndem Dunst.  
So legt eure Schwerter mit klirrendem Klang  
hin auf des Vaters gewichtiges Waffen.  
So ritzt eure Arme und schnell lasset fließen  
n weiches Moos euer rotes Blut  
Zum Zeichen der Treue, der Treu' bis zum Tod.*

Die drei bestiegen ihren am Strand vor Anker liegenden Nachen, und lautlos, wie sie gekommen waren, verschwanden sie in der Nacht.

Um den mit Blut besprengten Platz aber rauschte und raschelte und blitzte es wie von Waffen und klirrte es wie von Speeren, und schwarze Gestalten bewegten sich auf und ab. Waren es Kobolde, die zu nächtlicher Stunde auf dem Vilm

ihr lichtscheues Unwesen trieben?

\*

Der Morgen war angebrochen, hell und sonnig. Die Wetter hatten sich zerstreut, und ein leiser Wind kräuselte sanft das vor Kurzem noch so stürmische, nun still daliegende Meer. Ruhig wiegte sich die dänische Flotte, bestehend aus etwa hundert stattlichen Galeeren, auf den Wogen, und friedlich rauschten die Bäume der Gora, als seien sie es müde, zu jammern und zu klagen. Der Strand ringsum war menschenleer. Übrigens konnte man von den Schiffen nicht wie heute einen Teil des sanft ansteigenden Landes übersehen, da damals alles riesige Wälder bedeckten. Die Segel auf den Galeeren waren eingezogen, und die großen hölzernen Kriegsfahrzeuge sahen so tot und öde aus, als ob sie ausgestorben wären. Nur auf dem Königsschiff herrschte einiges Leben. Matrosen waren beschäftigt, seidene und samtene Teppiche über das Verdeck zu breiten, die König Waldemar von fränkischen Kaufleuten eingehandelt hatte. Andere streuten Blumen aus, und wieder andere breiteten schöne gepolsterte Sitze auf dem Hinterdeck hin. Es sah aus, als wolle man ein Friedensfest begehen, als kannten die Dänen weder Krieg noch Mord. Ein prachtvolles Zelt aus purpurfarbenem Tuch war auf dem Vorderdeck aufgeschlagen, von dessen Spitze die dänische Flagge wehte. Aus demselben traten nun vier Männer von sehr verschiedenem Aussehen. Der Erste war ein kleiner Mensch mit bleichem, aber interessantem Gesicht. Zwei kluge Augen blitzten unter buschigen Brauen hervor, und hellblondes Haar fiel ihm tief in Stirn und Nacken. Seine Bewegungen waren hastig und aufgeregt. Das war König Wald-

emar von Dänemark. Ein roter Mantel umgab seinen kleinen Körper. Neben ihm schritt ein wahrer Riese von Gestalt, von finsterem Aussehen, völlig in eine schwarze Rüstung gehüllt, das Schwert an der Seite. Ein Jüngling folgte. Schwärmerisch ließ er seine Blicke über das Meer schweifen und schüttelte betrübt sein Haupt, als der Vierte im Kreis, der Erste Offizier Waldemars, ein stämmiger Däne, Granga, so die Majestät anzureden begann: »Wie gesagt, großmächtigster Fürst, Ihr braucht nicht lange zu warten, bis Ihr die Verschwörer am Strand erblicken werdet.«

»Und was gedenken Ihre Majestät mit den Schufften anzufangen?«

Der Bischof Absalon war es, der finster diese Worte sprach.

Mit einem scheuen Blick auf Jaromir antwortete Waldemar: »Was weiter, lieber Absalon! Wir werden sie mit nach Dänemark nehmen und später gegen ein tüchtiges Lösegeld freigeben, wie wir es dir, lieber Jaromir, ja zugeschworen haben. Natürlich«, fuhr er, sich zum Lachen zwingend, mit aufgeregten Handbewegungen fort, »natürlich, wie sollte ich dem Vater meines künftigen Schwiegersohnes etwas zuleide tun, wie ...«

In diesem Augenblick ertönte vom Strand her ein Warnsignal, und eine Anzahl stattlich ausgerüsteter Reiter zeigte sich am Waldrand.

»Da sind sie schon«, rief Granga. »Eilt euch, eilt euch«, fuhr er zu den Matrosen gewendet fort, »den Thronsessel, schnell!«

Jaromir warf einen ängstlichen Blick auf den König, doch dieser trat nahe an den Bischof heran und flüsterte ihm zu: »Keine Angst, Bester! Es wird alles besorgt werden. Meine Tochter bereitet gut vor, meine Tochter ...« Ein neues Signal

unterbrach ihn hier abermals. Absalon aber nickte schadenfroh.

»Es bleibt also bei der Verabredung«, sprach Waldemar laut. »Ihr drei begeben euch, während ich hier den Fürsten bewirte, an Land und nehmt von der Stadt Besitz, indem ihr den Rugiern mitteilt, dass ihr König gefangen sei. Für den Notfall stehen einige hundert Reiter im Hinterhalt zu eurer Verfügung. Auf die Weise entgehst du, Jaromir, auch am besten dem unangenehmen Augenblick, da dein Vater auf deine Veranlassung«, hier zuckte der Jüngling zusammen, »in meine Hände fällt. Auf Wiedersehen, meine Freunde!« Er winkte gnädig mit der Rechten, während ein kleines Boot, das bestimmt war, die drei an Land zu setzen, sich an die Seite der Königsbarke legte.

Doch plötzlich eilte Jaromir, wie von innerer Angst getrieben, auf den König zu und stürzte vor ihm auf die Knie. »O, mein gnädiger Herr«, stammelte er, »nicht wahr, Ihr habt es mir geschworen, ihnen nichts zuleide zu tun, Ihr werdet Euren Schwur halten!«

Den König berührten diese Worte sichtlich unangenehm. »Wie oft soll ich es dir sagen, Jaromir! Du bist ein Tor! Aber willst du nicht zu mir halten, willst du Siglinde preisgeben, wohl, so verrate mich. Doch glaube mir, deinen Vater wirst du dennoch nicht retten.«

Beschämt erhob sich der Rugianer, und schweigend stieg er mitsamt den anderen in das bereitliegende Boot.

Da erschien eine weiße Frauengestalt auf dem Verdeck des Königsschiffes. Sie war schön, die Tochter des Königs von Dänemark, sein einziges Kind, das ihn auf allen seinen Zügen begleitete, wunderbar schön. Lang wallte ihr goldblondes Haar, und durchsichtig wie Kristall schien ihre zarte

Haut zu sein. Doch in ihren schönen blauen Augen lag so viel Kälte, so viel Verachtung, als sie sich zeigte, dass ihr Vater selbst zurückschreckte. Nun blickte Jaromir von dem abführenden Boot aus zurück, und da plötzlich leuchtete ein dämonisches Feuer in ihren Blicken, so verzehrend, dass Jaromir von plötzlicher Glut übergossen wurde. Selbst der König war erstaunt über die Veränderung, die mit seiner Tochter vorgegangen war, und er murmelte vor sich hin: »Wunderbar!«

Sie winkte und winkte ihrem sich mehr und mehr entfernenden Bräutigam nach, bis der Vater seine Hand auf ihre Schultern legte und ihr zuraunte: »Genug des schrecklichen Spiels, Siglinde, übergenug!«

Sie sah ihn einen Augenblick fragend an, dann lachte sie hell und schrill auf, und ihr Lachen klang über das Meer bis zum Prinzen Jaromir, der in sich versunken dasaß.

Es ging eine Sage in Dänemark, dass Siglinde nicht die Tochter Waldemars, sondern das Kind eines heidnischen Gottes sei, denn wiewohl zum Christentum bekehrt, wurzelte der alte Volksglaube doch noch zu tief in den Gemütern der Dänen, als dass er ganz vertilgt gewesen wäre. Sie habe aber, so erzählte man sich, statt des Herzens einen Stein im Leib. Ihre Mutter hatte sie nicht gekannt, und fast immer sah man sie in kriegerischer Rüstung. Sie war ehrgeizig, fast noch mehr als ihr Vater, und eine Freundin des Bischofs Absalon. Als vor fünf Jahren, nach einem Kriegszug ihres Vaters, Jaromir mit Absalon des Friedens wegen unterhandelte und sein Blick bewundernd auf ihr ruhte, da stand es bei ihr fest, dass sie ihn gewinnen wollte, gleichviel um welchen Preis, damit sie ihn gegen die Rugier verende. Er sollte helfen, die verhassten Feinde zu besiegen, und deshalb bot sie

alles auf, um den törichten Prinzen gänzlich an sich zu fesseln. Und heute war der Tag erschienen, da alle ihre Hoffnungen in Erfüllung gehen sollten, heute war der Tag der Ernte. Deshalb hatte Siglinde so lange gewinkt, deshalb hatten ihre Augen so feurig geleuchtet.

Und das Meer rauschte sanft auf, als ahne es nichts von den teuflischen Plänen der Dänin, und die Schiffe schaukelten sich so ruhig, und Frieden lag über der ganzen weiten Natur, süßer Frieden ...

Auf der dänischen Flotte wurde es nun lebendig. Überall ertönte Geschrei. Boote wurden in die See hinabgelassen, und bald wimmelte das Meer von kleinen und kleinsten Fahrzeugen. Am Ufer waren Tetzlaw, denn er war es, der sich vorher gemeldet hatte, und seine Söhne, von einer Gesandtschaft Waldemars, die beim ersten Signal bereits an Land gefahren war, feierlich empfangen und in ein mit Girlanden und Teppichen prachtvoll geschmücktes Boot gebracht worden. Es schien, als ob die Dänen auf die Ankunft Tetzlaws völlig vorbereitet waren, worüber der alte Rugierfürst nicht wenig erstaunt war. Doch meinte er zu seinen Söhnen: »Sie werden heute irgendein Fest begehen, glaubt mir, und deshalb der fürstliche Empfang.« Und rauschend durchschnitt das kleine Schiff die Wasser, hochausgerichtet stand Tetzlaw, als, von den dänischen Galeeren kommend, ein anderer Kahn an dem seinen vorbeifuhr, und schmerzlich sah er seinen darinsitzenden Sohn an, der es nicht wagte, seine Augen aufzuschlagen. Absalons Herz aber jubelte. Endlich, endlich gewonnen!

Und der König Waldemar von Dänemark begrüßte an der Treppe selbst mitsamt seiner in schimmerndes Erz gehüllten Tochter die fürstlichen Gäste und streckte ihnen bieder und

lächelnd seine Rechte entgegen. Doch der ehrliche Tetzlaw schlug nicht ein.

»Zehn Jahre haben wir uns bekämpft, Fürst der Dänen, und jetzt, da du meines Volkes Ergebung erwartest und der Wenden Unterwerfung augenscheinlich schon festlich begehst«, bei diesen Worten warf er einen Blick aus das prachtvoll geschmückte Verdeck des Königsschiffes, »forderst du meine Hand? Ich müsste lügen, wenn ich sie dir frohen Herzens geben wollte, und lügen kann Tetzlaw nicht.«

Waldemar wurde rot und fuchtelte unruhig mit den Armen in der Luft herum, während der alte Rugierfürst einen Dolch, den er im Gürtel trug, lockerte.

Hinter dem König von Dänemark standen festlich geschmückte Diener, die kein Auge von dem Rugier wandten. Siglinde aber lächelte leise. »Doch wird unser königlicher Gast mit seinen Söhnen an seines künftigen Lehnsherrn Tisch einen Imbiss nicht verschmähen.«

Das klang so liebenswürdig und heiter. Tetzlaw sah sie an. Das also war das Mädchen, der zuliebe sein Jüngster Vater und Brüder verlassen, der zuliebe er sein Vaterland verraten hatte? Schön war sie, das musste ihr der Neid lassen, doch kalt, eisig kalt. Aber Tetzlaw hatte jetzt anderes zu denken.

»Wir sind nicht auf dieses Schiff gekommen«, begann der Alte von Neuem, »um uns pflegen zu lassen, und wir trauen der dänischen Gastfreundschaft nicht. Wir wollen mit dir allein unterhandeln, König Waldemar, wegen ...?«

»Wir übergeben Karenz nicht!«, unterbrach ihn der finstere Pribislaw.

»Ei, ei«, sagte Waldemar lächelnd. »Welch aufbrausende Jugend! Doch, meine Verehrten, wenn ihr schon unser bescheidenes Mahl nicht teilen wollt, so lasst uns wenigstens

niedersetzen.«

»Ich sitze nicht auf meines Feindes Schiff«, ließ sich grollend der Alte vernehmen.

»Mein Sohn Pribislaw hat recht. Wir können Karenz dir nicht ausliefern.«

»Ihr setzt mich in Erstaunen, meine Lieben«, fuhr Waldemar höhnisch lächelnd auf, »ich denke, ihr kommt, um mit mir zu unterhandeln?«

»Wir kommen zu dir, Fürst, um mit dir und Absalon abzurechnen. Letzterer hat sich zu unserem Leidwesen an Land begeben, und es steht nicht in unserer Macht, Rechenschaft von ihm zu fordern. Über Nacht seid ihr gekommen, wie die Diebe, über Nacht habt ihr unser Heiligtum mit List überwältigt, und«, fuhr er erregter fort, »über Nacht habt ihr mir meinen Sohn erschlagen, den anderen durch Zauberkünste gebannt. Ja, jetzt will ich frei reden. Du, Siglinde, versuchtest ihn durch Zauberkunst, du entrisstest ihn den seinen, seinem Volk, wohin er gehört. Aber meine beiden Söhne Pribislaw und Bohemund und ich alter Mann wollen diese Schmach nicht ruhig erdulden. Rache wollen wir Wenden, blutige Rache!« Er fasste nach dem Dolch, doch im selben Augenblick rollte sein Haupt vor die Füße des Königs Waldemar von Dänemark ...

Siglinde sah frohlockend auf die geknebelt dastehenden Brüder, und lachend rief sie: »Grüßt, meine Lieben, grüßt meinen werten Bräutigam recht schön von mir im Jenseits und sagt ihm, seine Achtsamkeit habe sich trefflich gelohnt!«

Es war Mittag geworden, und der Wind hatte sich wieder aufgemacht und fuhr heulend über das Meer dahin. Finstere, schwarze Wolken bedeckten weithin den ganzen Himmel, die See kochte wieder auf, und weiß schäumten die



Kämme der Wogen, wild wälzten sie sich dem Land zu und warfen dort bei der Gora, wo sich die Küste etwas flacher ins Meer senkt, zwei jugendschöne männliche Leichen an den Strand.

Im Purpurzelt auf dem Königsschiff der Dänen aber saßen König Waldemar und seine Tochter Siglinde und stießen lachend an auf ein glückliches Gelingen.

\*

Inzwischen bewegte sich auf dem schmalen, durch weite Sümpfe führenden Pfad nach Karenz, der Hauptstadt der Rugier, dem heutigen Garz, ein Trupp Reiter, voran ein wendischer Bote, der den Dänen den Weg zeigen und die Bewohner von Karenz, da Tetzlaw und seine Söhne gefangen seien, zur Übergabe auffordern sollte. Dann folgte hoch zu Ross Absalon, der Primas des dänischen Reiches, der streitbare Bischof, und an seiner Seite Jaromir auf tänzelndem Pferd. Er sah nicht heiter aus, der jüngste Sohn des Tetzlaw, und der Blick, den ihm sein Vater, der, wie er glaubte, nunmehr gefangen war, im Vorbeifahren vorhin zugeworfen hatte, brannte in seiner Seele wie Feuer. Aber dann dachte er wieder an den Besitz Siglindes, und er vergaß Vater und Bruder, Vaterland und Verwandte im seligen Gedenken an sie.

Hinter den beiden ritten noch eine Anzahl Geistliche, um als Missionare unter den Wenden zu wirken, sowie Granga an der Spitze einiger Reiter. Als sich der Trupp der Hauptstadt näherte, bot sich ihm ein eigentümlicher Anblick dar. Hatten die Wenden schon von der Gefangennahme ihres Königs erfahren oder sahen sie ein, dass längerer Wider-

stand nutzlos sei, kurz, sie hatten, entgegen dem Tetzlaw gegebenen Versprechen, die Tore geöffnet und standen nun in langen Reihen zu beiden Seiten des Weges, die Speere in der Hand. Den Reitern wurde es unheimlich zu Sinn, doch Absalon ritt mutig voran.

»Wir streiten für Gott und die heilige Jungfrau«, flüsterte er dem erstaunt dreinsehenden Jaromir zu und sprengte kühn in die Stadt. Und wie vor einem Monat in Arkona, so fiel auch hier das Bild des Gottes Rugiewitt und wurde zum Schrecken der Bevölkerung vor den Toren verbrannt. Dann begannen die Christen ihr Bekehrungswerk. Gegen Abend kam ein Bote und meldete dem Bischof Absalon den Tod des Königs Tetzlaw sowie seiner beiden Söhne. Als Jaromir die Nachricht vernahm, wurde er totenbleich und er vermochte nur zu stammeln: »Und Siglinde?«

»Siglinde«, sagte Absalon, »ist eine Dänin! Tor, der du warst, ihr zu trauen! Doch beruhige dich, Jaromir. Der König liebt dich dennoch etwas und erkennt deinen guten Willen an. Du wirst als sein Lehensherr auf Rügen herrschen.«

Und Jaromir ging vor das Stadttor und weinte bitterlich.

Auf der Westseite von Garz befindet sich ein großes Grab, mit einem riesigen Stein darauf. Dort ruht der letzte Sprössling des Königs Tetzlaw

von Rügen, der nicht mehr länger leben konnte, da ihm alles, was er liebte, getötet, da ihm seine Ehre genommen war.

Und der Sturm braust, und die Ostsee wallt und wogt, und durch die uralten Wälder Rügens geht ein Stöhnen und Ächzen wie Wehgeschrei. Von Norden kommt der Orkan, von Dänemark her. Rau streift er über das in Trümmern liegende Arkona und zerstreut die Asche vieler tausend Wenden, die hier vor einem Monat im Kampf mit den Dänen ihren Tod

gefunden haben, weithin über das weißschäumende Meer. Er streicht unsanft über die eingefallenen Wangen eines wendischen Kriegers, der samt seinem schneeweißen Ross am Fuße des Königsstuhls den ewigen Schlaf schläft. Und weiter nimmt er seinen Weg über endlose Wälder und Sümpfe, über rauchende Dörfer und Städte, heulend pfeift er um einen frisch aufgeworfenen Grabhügel bei Karenz und bläst die Asche des verbrannten Gottes Rugiewitt weit fort. Aber da er an die Gora kommt, wird er sanfter und lässt an Wut etwas nach, denn hier liegen am Strand zwei schöne Jünglingsleichen, mit denen er Mitleid hat. Und dann schüttelt er die alten Eichen des Vilm, dass sie ächzen und stöhnen, kehrt aber nicht wie in voriger Nacht hier um, sondern setzt seinen Weg fort über den Ruden und den Greifswalder Bodden. Und drüben auf dem pommerischen Festland klagt er, klagt über dänische Treulosigkeit und den Tod des alten Tetzlaw und seiner Söhne. Und unwillig rüttelt er an den Hütten der Bauern, als wolle er sie auffordern, die den Rugiern ungetane Schmach zu rächen, zu rächen den Betrug am Prinzen Jaromir. Doch die Einwohner Pommerns schlafen ruhig, denn sie befinden sich ja schon lange im Schoß der alleinseligmachenden Kirche. Aber der Sturm heult fort und fort, und die Wälder auf Rügen beugen sich vor seiner Gewalt wie vor etwas Schrecklichem.

## **Maria**

Versteckt in dunklen Laubwäldern und trotzig aussteigenden Felsen lag, wo sich heute Villen erheben, aus der Halbinsel Mönchgut auf Rügen um das Jahr 1184 ein kleines Dorf,

dessen Häuser aus Lehm und Stroh bestanden und zum großen Teil dem Wind, der sich freilich nur selten hierher verirrte, freien Durchzug gestatteten. Das war das alte Wendendorf Gor, dessen Bewohner zu den tapfersten und kampfesmutigsten Rugianern gehörten, die für ihre Freiheit und Religion zehn Jahre lang mit den Dänen rangen.

Es gab eine Zeit, da der rügische Wende stolz sein Haupt trug. Es gab eine Zeit, wo die Einwohner Rügens zum Swantewitt beteten, als dem höchsten Lichtgott, und ihm Dankopfer darbrachten in seinem Heiligtum Arkona. Einstens sammelte sich Gors streitbare Jugend wohl um den alten blinden Skalden Masko und lauschte seinen Reden. Wie er erzählte von Kampf und Sieg und von den Heldentaten der Ahnen. Und der Alte saß unter der großen Linde vor dem Dorf am Abend des Sommers, wenn ein kühler Wind vom nahen Meer heraufwehte, und seine Worte rissen zur Begeisterung hin. Dann rauschte die See so sanft hinter dem Wald, und die Buchen flüsterten: »So war es, so war es.«

Aber dann kam es herauf, gewitterschwül und dunkel, von Dänemark kam das verderbenbringende Wetter, und der alte Masko blieb allein mit den Weibern und Kindern in Gor, da alles, was Waffen schwingen konnte, ausgezogen war in den Kampf mit den Dänen, in den Kampf für Freiheit, Vaterland und Religion. Zehn Jahre währte der Krieg, zehn Jahre verwüsteten dänische Heere die schöne Insel Rügen, zehn Jahre wehrten sich die Rugier mit dem Mut der Verzweiflung. Doch allmählich erlosch ihre Kraft. Durch List fiel Arkona in Waldemars Hände, durch Verrat des eigenen Sohnes fand der letzte Fürst der Rugier, Tetzlaw, ein schmachliches Ende. Und des alten Masko Mund, der zehn Jahre lang durch seine Lieder die Stammesgenossen ermutigt hatte,

verstummte mit der Zeit, und das Haupt, das er sonst so stolz trug, sank tief herab auf die Brust, und da in Gor zum ersten Mal von der von den christlichen Dänen erbauten Kirche die Glocken erklangen, legte er sich nieder und starb. Die wendischen Götter auf Rügen waren gestürzt und das heidnische Volk der Wenden ausgerottet seit zwanzig Jahren. Niemand dachte mehr der alten Zeiten, da es noch freie Männer gab auf Rügen, da man noch jubelnd und freude-trunken dem Priester des Swantewitt, der hoch die Stanitza, das Wahrzeichen des Gottes, schwang, folgte in Kampf und in Tod. Niemand dachte mehr an die Lilie von Arkona, Ingeborg, und ihren todesmutigen verlobten Bogislaw, und wenn ja einer sich dunkel der Heldentaten des Königs Tetzlaw erinnerte, da bekreuzte er sich und sprach schnell ein Vaterunser. Und doch, die alte Zeit, die man vergessen hatte, war sie wirklich schon so lange begraben in Schutt und Asche? Gab es nach zwanzig Jahren auf Rügen niemanden mehr, der sich noch erinnerte und in ihr lebte?

Ach, das Geschlecht der alten Wenden war ja ausgestorben. Einträchtig lebten nun Rugier und Dänen nebeneinander, und nicht selten geschah es, dass der Nachfolger Waldemars I., Knud VI., seinen *vielgetreuen Vasallen* einen Besuch abstattete. Dann kam er in Begleitung einer Menge Edler und Ritter, und alle Kirchenglocken auf Rügen wurden geläutet, und die Priester beteten für den König von Dänemark.

Im Gefolge Knuds, dessen Macht sich von Tag zu Tag mehrte, befanden sich auch ehemalige Wenden, die ihrer Väter Kämpfe vergessen hatten und zum Christentum übergetreten waren. Doch der König traute ihnen nie so recht, und sie hatten daher viel von ihm zu leiden. Besonders

scharf aber beobachtete er Stoislaw, einen nahen Verwandten des nunmehr ausgerotteten Fürstenhauses der Rugier, und dessen Tochter, die den geistlichen Namen Maria führte. Maria! ... Knud wünschte, dass sie stets ihren Vater begleitete, und da Stoislaw kein Weib mehr besaß, so musste die Jungfrau fortwährend an der Seite des Königs ihr junges Leben zubringen.

Sie war schweigsam, das Kind des Stoislaw, und nur wenn Knud oder ihr Vater sie fragten, gab sie Antwort. Stumm durchritt sie, im Gefolge des Königs das einzige Weib, ihre Heimat Rügen, und wie manchmal, wenn sie an einem wüst liegenden Schutt- und Trümmerhaufen vorbeikamen, blinkte etwas in ihrem seelenvollen braunen Züge. War es eine Träne, die so glänzte? Dann schüttelte sie wie von Schauern erfüllt ihr braunes Haar, und die Leute sahen sie erstaunt an. Und wenn sie so geheime Zwiesprache mit der Natur zu halten schien, dann sah sie der Dänenfürst staunend an, und sein hässliches, von Blatternarben entstelltes Gesicht wurde rot, und er richtete seine kleine, schwächliche Gestalt höher auf im Sattel, sprengte dicht an die Jungfrau heran und flüsterte ihr ins Ohr: »Tochter Stoislaws, willst du mein sein, willst du mein sein, Maria?«

In solchen Augenblicken sah die Jungfrau, wie ihr Vater tief erblasste und seinem Ross die Sporen gab, dass es sich hoch ausbäumte, und sie flüsterte wieder: »Wenn die Zeit gekommen ist, mächtiger König, sollst du mich hinführen zum Altar, heimführen in dein Nest.«

»Und wann ist denn endlich die Zeit gekommen?« Knuds Mund fragte es bebend. „Wie lange, o Maria, willst du mich noch schmachten lassen?«

Sie lächelte still vor sich hin. »Bald«, sagte sie träumerisch,

»bald wirst du es erfahren.«

Und die Wälder von Rügen schienen es zu hören, das *Bald wirst du es erfahren.*

\*

Einstmals, als Knud wiederum mit den seinen Rügen durchstreifte und sich huldigen ließ, hatte sein Weg ihn auch zu dem stillen Gor geführt. Als frommer Christ hatte er dort dem Gottesdienst in der kleinen, auf einem Felsen errichteten Kirche beigewohnt und war dann an den Strand gegangen, wo ihn seine Flotte erwartete. Als sie den Weg von Gor an das Meer ritten, hatte Maria geseufzt, so tief und schmerzlich, dass der König sie verwundert ansah.

»Sie denkt«, fuhr Stoislaw, der neben Knud herritt, hastig heraus, »an ihre Kindheit, die sie hier verbracht hat. Verzeih dem törichten Kind den Schmerz! Auch ich ...«

Knud winkte mit der Hand. »Schon gut, mein Lieber.« Dann schien ihn ein Gedanke besonders zu erfreuen. Er lenkte sein schwarzes Ross dicht an die Seite Marias.

»Möchtest du hier wohl leben, Tochter Stoislaws?«

Sie nickte und sah ihn erstaunt an.

»Und darf ich dich hier aufsuchen, wann ich will? Darf ich allein zu dir kommen?«

Da ruhte ihr Blick brennend auf seiner Gestalt.

»Du sollst mir stets willkommen sein, König der Dänen, allein oder mit Gefolge, das gilt mir gleich.«

Und Knud bestieg am Strand von Gor sein Königsschiff, und die Priester des Dorfes segneten ihn und die seinen für die Fahrt.

Da nahm ein Vater Abschied von seinem Kind und küsste

ihm die Hand. Und Stoislaw schlug den Blick nieder vor seiner Tochter, hatte sie wirklich noch immer nicht vergessen, dass sie eine Wendin war? Auch der König wollte sie an sein Herz ziehen, doch Maria litt es nicht.

»Noch ist die Zeit nicht gekommen, mein Fürst.«

Er trat errötend wie ein Knabe zurück. »Auf Wiedersehen denn, holde Jungfrau«, flüsterte er, »auf Wiedersehen im Wald von Gor in kurzer Zeit und allein!«

Sie warf einen verachtenden Blick auf ihn, den er jedoch nicht bemerkte, dann schieden sie. Maria blieb zurück in der Obhut der beiden Priester von Gor, denen Knud sie anempfohlen hatte.

Nun saß die schöne Tochter Stoislaws an lauen Sommerabenden allein vor ihrem kleinen Häuschen, das ihr Knud vor dem Dorf hatte bauen lassen, im Schatten einer riesigen alten Linde und dachte an die Zeiten, da hier die streitbare Jugend Gors sich um den alten Skalden Marko versammelte, um sich erzählen zu lassen von den Heldentaten der Ahnen. Dann rauschte die See so sanft hinter dem Wald, und die Buchen flüsterten: »So war es einst, so war es.«

Sie liebte die Einsamkeit, die Tochter Stoislaws und war unwillig, wenn jemand mit ihr sprach. Das wussten die Leute im Dorf und auch die beiden Priester, welche ihr still das Essen brachten. Sie erschien ihnen wie ein überirdisches Wesen, wie vom Himmel gefallen. Nur selten kam sie in das Dorf, meistens saß sie träumend vor ihrem Häuschen oder am Ufer des Meeres. Immer aber schaute sie in die Ferne, als suche sie dort etwas. Einmal hatte sie einen Fischer angehalten und ihn gefragt: »Kennst du die alten Götter noch?«

Der Mann erzählte nachher, dass sie ihn bei dieser Frage durchbohrend angesehen hätte. Es sei ihm wie ein Schwert



durch das Herz gegangen. Antwort zu geben aber hatte er nicht vermocht. Da war sie traurig weitergegangen.

\*

Wochen waren vergangen, seitdem Knud von Maria Abschied genommen hatte, und noch immer nicht war die Flagge des Königsschiffes für die spähende Jungfrau am Horizont erschienen. Es musste etwas Ernstes sein, das den Dänenfürsten beschäftigte, denn sonst würde er nicht so lange gezögert haben, zu ihr zu eilen. In der Tat, Knud hätte einigen Grund, sich zu sorgen. Stolz und im Vertrauen auf seine Macht hatte er die Oberhoheit des deutschen Kaisers, Friedrich Barbarossas, nicht anerkannt. Jetzt rüstete sich dieser zum Kampf gegen Dänemark, und auf seiner Seite stand Bogislaw, der Herzog der Pommern. Da galt es für Knud, seine Flotte in Kriegszustand zu setzen, da galt es, Söldner zu werben und die ihm untertänigen Rugier zu entbieten, wie schon so oft, zogen auch jetzt die streitbaren Männer Gors aus, um bei Karenz zum Heer Knuds zu stoßen. Aber nicht wie früher gingen sie jubelnd von dannen, nicht wie früher gingen sie freudig in Kampf und Tod, denn in ihren Ohren klang ihnen die Frage der Tochter Stoislaws: »Kennst du die alten Götter noch?«

Und Maria blieb allein in Gor, bei den Weibern und Kindern, und die beiden Priester sorgten für ihre Nahrung. Täglich ging sie nun an den Strand hinunter, und man wollte gesehen haben, dass sie dort mit einem Tuch winkte und winkte, dann aber bitterlich weinte.

\*

Es war ein schöner Frühlingsabend des Jahres 1181. Sanft strich der Wind über die leise murmelnden Wogen der Ostsee. Die Wälder um Gor rauschten geheimnisvoll und vom Fels herab verkündete Glöckchen der Kirche die siebente Abendstunde. Die Sonne ging zur Küste und tauchte den ganzen Himmel sowie das grünlich schimmernde Meer in eine Flut von Gold. Große und kleine Steine lagen massenhaft am Strand. Auf einem Granitblock saß ein schönes Weib und sah sinnend dem Untergehen der Sonne zu. So wartete sie schon Tage und Wochen hier, die Tochter Stoislaws. Sehnte sie sich nach ihrem Bräutigam, nach der Umarmung des mächtigen Königs Knud von Dänemark?

Da tauchte an dem in rötlichem Glanz strahlenden Horizont ein weißer Punkt auf. Maria sah ihn genau. Sie sah, wie der Punkt größer und größer wurde, und erkannte schließlich im dämmernden Licht ein weißes Segel. Wer war es, der zu abendlicher Stunde sich dem Strand Gors nahte, da seit Tagen kein Rugier mehr das Meer befuhr, denn alle hatten sie den Dänen zu Hilfe eilen müssen? Marias Herz klopfte, als sie nun das Fahrzeug gerade auf sich zusteuern sah. Sie wollte rufen, dass die Landung der großen Steine wegen hier gefährlich sei, doch wie der Blitz schoss das leichte Schiff über die Felsen hinweg und lief knirschend an Land. Ein junger Mann sprang heraus und zog das Boot völlig aufs Trockene. Dann legte er seine Hand schüttend über die Augen und spähte auf das Meer hinaus.

»Siehst du was, Alter?«, rief er einem graubärtigen, sich nun aus dem Fahrzeug schwingenden Mann zu. »Siehst du ein Schiff?«

»Ich sehe nur, was du willst, Knabe«, erwiderte der Alte, »aber jetzt schlugen dich die Götter mit Blindheit, dass du

das schönste Weib, das je meine Augen erblickten, nicht siehst.«

Überrascht drehte sich der Jüngling um und schaute grade hinein in Marias seelenvolle braune Augen.

»Ah!« Er war erstaunt und wusste nicht gleich, was er sagen sollte.

Sie sah in ein männlich schönes, jugendfrisches, doch von Narben, die das Schwert geschlagen, entstelltes Gesicht.

Allmählich gewann er die Fassung wieder und lächelnd, fast hochmütig fragte er: »Wer bist du, Jungfrau, dass du dich mir hierin den Weg stellst?«

»Ei, was«, fuhr der Alte dazwischen, »sage uns lieber, holde Fee, ob wir hier in der Båhe von Gor und vor den Dänen sicher sind?«

»Die Männer von Gor sind aufgebrochen gen Karenz, dem König der Dänen zu Hilfe, und niemand ist, der Euch ein Leid zufüge. Ein Waldpfad führt zum Dorf hinaus. Dort seid Ihr sicher. Doch wer seid Ihr, dass Ihr zu so später Stunde das Meer befahrt und vor den Dänen flieht?«

Maria sprach die Worte langsam und gedehnt und sah wie träumend in das Antlitz des Jünglings.

Die Sonne war im Meer versunken, und die Nacht begann ihre schwarzen Fittiche über die Natur auszubreiten.

»Wer wir sind, willst du wissen, Jungfrau?«, und da der Alte ihm zuwinkte, »hier fürchte ich keinen Verrat. Wer wir sind?«, wiederholte er. »Frage den Hirsch in den Wäldern und den Adler in den Lüften: ›Wer seid ihr?‹ Sie werden dir nichts antworten, denn sie wissen nur eins von sich: dass sie frei sind. Und wenn man das Wild jagt und hetzt, und es entkommt, so freut es sich nur über eins, über die Freiheit!«

»Du sprichst seltsam, Fremdling«, begann nach einer Pau-

se die Jungfrau, während der Alte sich am Takelwerk des Schiffes zu schaffen machte. »Du redest von Dingen, die man hierzulande nicht mehr kennt.«

»Schmach ihnen!«, fuhr da der Jüngling zornbeugend heraus. »Schmach ihnen, dass sie vergessen, wer sie sind, dass sie nicht mehr gedenken der Taten ihrer Väter und Ahnen, nicht mehr gedenken der alten Götter.«

»So bist du ein Rugier?« Ihre Stimme klang zitternd, als sie so fragte. Er trat nahe an sie heran, und seine Augen funkelten, als er ihre Hand umklammerte, dass sie es schmerzte.

»Darf ich dir vertrauen, Jungfrau?«, flüsterte er.

»Wenn du an die alten Götter glaubst, wenn du ...«

»Ich glaube an sie! Ihre Bilder sind verbrannt und ihre Asche ist verweht, doch ihr Geist lebt fort, ihr Geist, schöne Jungfrau, der den Wenden das Schwert zu nehmen befahl, um den Kampf gegen die Christen aufzunehmen, den Kampf bis aufs Messer. Aber man hat sie schnell vergessen, die Zeiten, da wir noch frei waren, frei wie der Vogel in der Luft. Ich sage *wir*, denn umschlingt nicht ein Band alle wendischen Völker oder sollte es sie nicht umschlingen? Höre mich, Jungfrau. Ich will mich dir vertrauen. Ein Flüchtling bin ich, wie du ahntest, ein irrender Seefahrer, der nirgend Ruhe noch Rast findet. Auf meinem kleinen Nachen durchkreuze ich mit meinem alten treuen Diener die Gewässer der Ostsee und spähe nach einem Plätzchen, da ich mein müdes Haupt niederlegen kann, seit Wochen. Nur selten wagen wir es, an Land zu gehen, um uns Nahrung zu verschaffen, und Tag und Nacht müssen wir auf der Hut vor dänischen Galeeren sein. Wenn du aber fragst, Jungfrau, warum ich mich den Dänen nicht übergebe, warum ich lieber mich den wilden Wellen aussetze, als mich in ihre Hände liefere, so ant-

worte ich dir: weil ich bei letzte Sohn Niklots bin, des einst so mächtigen Fürsten der Obotriten, weil mein Name Wartiszlaw ist.« Er schwieg, und wieder schaute sie in seine Augen, doch stolz erwiderte er ihren Blick.

»Ich hörte«, begann sie, da seine Brust noch wogte, leise, »wohl von dem Heldentode Niklots und seiner Söhne. Er ging hinüber wie Tetzlaw, doch er starb im ehrlichen Kampf. Und ich vernahm, dass einer noch übrig sei aus dem Fürstenhaus der Obotriten, doch er schien verschollen, und seinen Namen kannte man fast nicht mehr. Und jetzt steht er vor mir, der einst so heldenmütige Wartiszlaw, von dessen Heldentaten man wohl zu erzählen weiß, und sucht Obdach für sich und seinen Genossen! Meine Hütte gehört dir, Sohn Niklots, dir und deinem treuen Diener. Ich selbst will wo anders ein Obdach suchen.«

»Nein, nein, Jungfrau«, rief er laut, »das ist zu viel des Guten. Du bist erprobt als treu, treu unter Tausenden. Höre mich denn, wer du auch seist. Eine mächtige Flotte der Pommern steuert auf Rügen zu, und in der Nähe von Karenz wird sie auf die Galeeren der Dänen stoßen. Friedrich Barbarossa vertraut seinem treuen Bogislaw und der Macht der Pommern. Deshalb lässt er sie allein den Strauß ausfechten. Bogislaw aber kämpft nicht für den fränkischen Herrscher«, fuhr er dann leise fort, »sondern für die alten wendischen Götter ...«

\*

Die Nacht war hereingebrochen, und tausend Sterne strahlten vom klaren Himmel herab. Über die dunkle See flog ein kleines Segelboot, in der Richtung auf den Greifswalder

Bodden, wo sich, von den Wogen getragen, die Flotte der Pommern wiegte. Das Steuer des kleinen Schiffes lenkte ein alter Mann, das Segel führte die kräftige Hand eines Jünglings, und vorn am Bugspriet saß eine Jungfrau, deren Augen träumerisch über die See schauten, in der sich goldig der Mond spiegelte. In der alten Linde aber, vor dem Dorf Gor, säuselte der Nachtwind, als sähe er etwas, als klage er um einen großen Verlust. Und hinter dem Wald rauschte das Meer, und die uralten Buchen flüsteren: »So war es, so war es!«

\*

Der Morgen graute, und die aufgehende Sonne begann den Himmel rötlich zu färben, als die Kirchenglocken von Karenz ertönten, die das heilige Pfingstfest einläuteten. Auf der schmalen, von unergründlichen Sümpfen eingeengten Straße, die von Karenz zu der walddreichen Gora führte, sah es aber durchaus nicht festtäglich aus. Da schritten Trupps bewaffneter Dänen unter lautem Geschrei dahin, dann wieder folgte eine Schar Rugier, schweigsam und finster, als ginge es in den Tod, und von knochigen Pferden gezogen und von schreienden Fuhrleuten gelenkte Wagen belebten das kriegerische Bild. Nun sprengte eine besonders glänzende Gesellschaft dahin. Es war der König Knud mit seinem Gefolge. Mürrisch erwiderte er den Gruß der Truppen, denen er begegnete, und manchmal warf er einen hasserfüllten Blick auf die stumm dahinschreitenden Rugier.

»Eure Leute machen ja Gesichter wie die Leichenbitter!«, schrie er Stoislaw, der hinter ihm her ritt, an. »Aber freilich«, fuhr er bitter lachend fort, »wenn Stoislaw seine Stirn in Fal-

ten zieht, was sollen die Kerle es anders machen! Dieser Bände«, wandte er sich an einen neben ihm reitenden Offizier, »ist nicht zu trauen, glaube mir, Bernhard. Aber wenn wir erst die Pommernhunde geschlagen haben, kommen sie an die Reihe, so wahr mir Gott helfe.«

Er gab seinem Schimmel ingrimmig die Sporen, dass sich das edle Tier hoch aufbäumte.

»Ha«, fuhr er, als sie in den Wald gekommen waren, da keiner seiner Begleiter aus Furcht vor dem Zorn des Herrschers zu reden wagte, plötzlich auf, »es ist zum Lachen! Fünfzig Galeeren gegen zwei hundert. Bogislaw ist toll. Doch es soll mir recht sein«, sprach er höhnisch, »es soll mir schon recht sein.«

Am Strand angekommen, bestiegen Knud und sein Gefolge das bereitliegende Königsschiff, das sich langsam der in der Nähe des Vilm vor Anker liegenden dänischen Flotte näherte. Auf dem Land war das Heer der Rugier und Dänen aufgestellt, dass, wenn wider Erwarten die Pommern zur See siegten, ein Rückhalt vorhanden war.

Herzog Bogislaw war inzwischen auch nicht untätig gewesen. Er hatte seine kleine Flotte in einer langen Linie aufgestellt und besonders die Flanke durch kleinere Fahrzeuge noch verstärkt, da er die Absicht hatte, den Dänen in die Seite zu fallen. Im Ganzen waren die pommerschen Schiffe bei Weitem kleiner als die schweren dänischen Galeeren, dafür aber umso beweglicher und schneller. Bogislaw selbst gab sich seinen Pommern gegenüber als frommer Christ und ließ ein Versprechen Friedrich Barbarossas aus seiner Flotte bekanntmachen, demzufolge die Pommern, wenn sie *die übermütigen Dänen* besiegten, mit Gold und Silber sowie mit der Insel Rügen fürstlich belohnt werden sollten. Bogislaw zwei-

felte mit seinen wenigen Vertrauten nicht, dass, wenn die Dänen besiegt wären, es nicht schwer halten würde, die seinen und auch die Rugier zum alten Glauben zurückzuführen. Vom Kaiser, der fortwährend in Italien beschäftigt war, fürchtete er nichts. So ließ er denn im Vertrauen auf die Behändigkeit der seinen seine Flotte vorrücken und traf gegen Mittag auf die ersten dänischen Fahrzeuge.

As begann ein wütender Kampf. Ein Hagel von Speeren ergoss sich von beiden Seiten, Schiffe wurden geentert und es kam zum furchtbaren Handgemenge. Die Pommern suchten mit ihren kleinen, aber mit scharfem Bug versehenen Schiffen die dänischen Kolosse in den Grund zu bohren, während diese wieder mehr als ein feindliches Schiff überannten. Das Meer fing an, sich blutig zu färben, als die Pommern, erschöpft vom wilden Kampf, anfangen sich zurückzuziehen. Bogislaw selbst befehligte die Schlacht. Er wollte von keinem Weichen wissen und schleuderte wie ein Wahnsinniger einen Speer nach dem anderen auf das Königsschiff der Dänen ab, wo unter einem Zeltdach auf goldenem Sitz König Knud dem Kampf lächelnd zusah. Rings um ihn kämpften und fielen die seinen. Doch den Herrscher rührte das nicht. Er saß da, als sei er gefeit gegen alle Geschosse, plötzlich aber verfinsterten sich seine Züge, und seine Augen blitzten unheimlich. Er stand mit einem Ruck auf und ballte die Hände. Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust, und weißer Schaum trat ihm aus die Lippen. Im selben Augenblicke schoss ein Segelboot haarscharf am Königsschiff vorbei, und ein Speer flog, geschleudert von der Hand eines Jünglings, der vorn am Bugspriet des kleinen Fahrzeuges stand.

Ein Schrei! »Maria«, hauchte eine Stimme neben Knud.



»Maria!« wiederholte tonlos der König. Das Segelboot entfernte sich so schnell, wie es gekommen war, und nur noch undeutlich konnte der nachschauende Herrscher die flatternden Gewänder eines darinsitzenden Weibes gewahren.

Nun wandte sich Knud um und blickte in ein todbleiches Antlitz, in das Antlitz des sterbenden Stoislaw. »Das galt mir«, murmelte der König. »Tod der Wendenbrut!«

»Maria«, seufzte noch einmal der sterbende Rugier. Leise klang es und klagend. Dann hob sich seine Brust noch gewaltig, und er war nicht mehr ...

Die Pommern waren vernichtet, die Dänen hatten gesiegt, als der Abend hereinsank. Nur wenige Schiffe Bogislaws waren entkommen, der Herzog selbst hatte sich den Tod durch das Schwert gegeben. König Knud kehrte schweigend und finster an das Land zurück, und niemand wagte ihn anzureden. Nur als er die am Ufer aufgestellten Rugier erblickte, brach er in sein altes, höhnisches Lachen aus, dann bestieg er sein Ross und ritt heim nach Karenz.

Am anderen Morgen fielen fünfhundert Wenden unter dem Beil des Henkers. Das war die Rache des Dänenkönigs Knud VI.

Wenige Tage darauf erhob sich eine schwarze Rauchsäule in der Nähe des Görenschen Höwds, und bald loderten gelbzüngelnde Flammen gen Himmel. Da, wo vor Kurzem sich das kleine Dorf Gor erhob, rauchte am Abend ein wüster Trümmerhaufen. Die Mönche waren fortgezogen, da die Kirche mit niedergebrannt war, und die Frauen und Kinder hatten sich in die benachbarten Gehöfte geflüchtet. Die alte Linde vor dem Dorf war vom Feuer verschont geblieben, wenn auch das Hüttlein zu ihren Füßen in Asche lag.

Und still wurde es am Abend unter der Linde. Nur das

Meer rauschte aus der Ferne herauf, und die uralten Buchen auf den Bergen und im Tale flüsternten leise: »So war es einst, so war es.«

Draußen aber auf dem Meer fuhr ein Segelschiff pfeilgeschwind dahin. Das Steuer lenkte ein alter Mann, und das Segel führte die kräftige Hand eines Jünglings und vorn am Bugspriet saß eine Jungfrau, deren Augen träumerisch über die See schauten, in der sich goldig der Mond spiegelte. Wohin fuhren die drei zu so nächtlicher Stunde, und warum waren sie so still, so still wie das Grab? Kein Mensch weiß es! Nur Schiffer berichteten später, dass sie häufig ein Segelschiff gesehen hätten, darinnen zwei Männer und eine Jungfrau saßen. Ruhelos durchkreuzte das kleine Fahrzeug die Meere, und schnell wie der Blitz verschwände es vor den nachblickenden Augen ...

**Ende**